

ANNEMARIE FENZL

Aufbrüche aus der Wiener Synode

PGR-Fachtag Vikariat Wien-Stadt:

»Wer die Geschichte kennt, kann die Zukunft gestalten«

23. November 2019

Die Verfasserin war von 1975 bis 2013 Leiterin des Wiener Diözesanarchivs und seit 1986 Leiterin des Büros von Kardinal König bis zu dessen Tod im März 2004. Seit 2010 ist sie mit dem Aufbau eines Kardinal König-Archivs im Wiener Erzbischöflichen Palais beauftragt.

1. EINLEITUNG

Zuerst: Vielen Dank für die Einladung! Wenn ich mich hier umsehe, dann denke ich mir: Als ich mit Datum vom 1. August 1965 im Diözesanarchiv zu arbeiten begonnen habe, war ein Großteil von Ihnen, verehrte Anwesende, noch nicht auf der Welt. Ich bin sozusagen ein diözesaner Dino, aber im Gegensatz zu denen im Naturhistorischen Museum habe ich bis heute überlebt. Ich kann also einen langen Zeitraum halbwegs gut überblicken.

In diesen mehr als 50 Jahren habe ich zunehmend das Wort des Kohelet verinnerlicht, der im Kapitel 3 seines Weisheitsbuches sagt: »Was auch immer geschehen ist, war schon vorher da, und was geschehen soll, ist schon geschehen ...« (Koh 3,15), heute besser bekannt vielleicht als: »Nichts Neues unter der Sonne« (Koh 1,9). Das ist eine sehr kluge Einsicht, auch noch wahr dazu, die mir im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte oft geholfen hat.

Aber nun zur Sache. Denn die Zeit ist kurz und ich bin immer zu lang. Ich soll Ihnen die Aufbrüche aus der Wiener Diözesansynode vor Augen führen. Ich denke, ich werde versuchen, Ihnen zu vermitteln, was mir aus dieser Zeit wichtig und hilfreich geblieben ist.

2. PAPST JOHANNES XXIII.

Begonnen hat alles mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Am 11. Oktober 1962 meinte der damals 81-jährige Papst Johannes XXIII. in seiner Eröffnungsansprache des von ihm einberufenen Konzils, man dürfe sich nicht nur für das interessieren, was alt und vergangen ist, sondern die Bischöfe sollten »furchtlos das verwirklichen, was die Gegenwart erfordert«. Man dürfe sich nicht so verhalten, als ob sich in der Welt alles immer nur zum Schlechteren wende. Er wies auch darauf hin, dass man nicht immer nur auf jene »Unglückspropheten« hören solle, die, wörtlich, »in den modernen Zeiten nichts zu sehen vermögen als Unrecht und Untergang, als ob zur Zeit der früheren Konzilien alles in vollem Triumph der christlichen Lehre und der rechten Freiheit des Glaubens vor sich gegangen wäre.« Es sei daher »wahrhaft nötig«, sagte der Papst, »dass die gesamte christliche Lehre vor allem durch ein neues Bemühen angenommen wird; dabei muss die Substanz der alten, im Glauben enthaltenen Lehre von der Formulierung ihrer sprachlichen Einkleidung wohl unterschieden werden«. In diesem Bemühen müsse vor allem der pastorale (kein schöner Ausdruck für Uneingeweihte, nur nebenbei) Gesichtspunkt im Vordergrund stehen. Und bis zu seinem Tod sprach er immer wieder von der Notwendigkeit, »freudig und furchtlos die Zeichen der Zeit zu erkennen und in die Zukunft zu blicken«.¹

3. KARDINAL KÖNIG UND DIE »HOHE ZEIT« SEINES LEBENS

Als ich im August 1965 in dieser Erzdiözese (segensreich) zu wirken begann, ging vier Monate später, im Dezember, in Rom das Konzil feierlich zu Ende. Meine ersten Erinnerungen an diese Zeit sind mir bis heute unvergesslich: Das Erzbischöfliche Palais – viele geistliche Gefäße, alle im schwarzen Talar, viele unverheiratete Frauen, die alle mit »Fräulein« betitelt wurden, die Tag und Nacht mit großer Aufopferung gearbeitet haben; mein unmittelbarer Chef als Generalvikar war Erzbischof Jachym: ein wunderbar menschlicher Mensch, streng, ge-

¹ Vgl. dazu: Herder-Korrespondenz 17 (1962) 85–88.

recht, klar, sein »Nein« bei seiner Bischofsweihe hat ihn weltbekannt gemacht. Was aber viel wichtiger war: Er war von Anfang an einer der treuesten, loyalsten Mitarbeiter von Kardinal König (was aufgrund der damaligen Geschehnisse nicht unbedingt selbstverständlich war) und er stand mit beiden Füßen am Boden. Damals sagten Insider: Zusammen sind die beiden nicht zu schlagen. Und das hat auch gestimmt.

In diesem meinem ersten Jahr erinnere ich mich, dass Kardinal König kaum in Wien war und dass alle nach Rom blickten – das Konzil war sehr präsent. Kardinal König hat auch immer wieder, in der Kirchenzeitung und im Rundfunk, darüber berichtet. Am 8. Dezember 1965 kam dann das feierliche Ende des Konzils mit der historischen Aufhebung der Bannflüche, die zur Trennung von Ost- und Westkirche geführt hatten. Das war damals ein bewegender Moment, als sich im Altarraum der Peterskirche Papst Paul VI. und der Vertreter des Ökumenischen Patriarchen Athenagoras umarmten und die gegenseitigen Bannflüche in einer gemeinsamen Erklärung aufhoben. Da hat man den Atem der Geschichte gespürt. Auch wir an der Basis.

Kardinal König war ein unmittelbarer Zeuge dieses Ereignisses, er stand am Papstaltar. Nicht nur deswegen war er erfüllt, überzeugt, begeistert vom Konzil. Er hat das Konzil immer als die »hohe Zeit« seines Lebens bezeichnet. Es ist für ihn von da an Grundlage seines Denkens und Handelns geblieben. Denn hier wurden, seiner Überzeugung nach, die Weichen gestellt für die Zukunft der Kirche in einer sich immer schneller ändernden Welt.

Und er sprach immer von den »unverzichtbaren und wegweisenden Impulsen« (Aufbrüchen) dieses Konzils für eine Kirche auf dem Weg in das dritte Jahrtausend. Er hat die Augen nicht verschlossen vor schwierigen Begleiterscheinungen, die so nicht vom Konzil gedacht waren. Aber bis zum Ende seines Lebens leuchtete die positive Grundhaltung auf, die er dem Konzil entgegenbrachte.

Sein Kirchenbild, geprägt vom Konzil, war und ist ein ermutigendes: Für ihn war Kirche nie die kleine Herde von Auserwählten, für ihn waren immer auch die vielen Fragenden und Suchenden mögliche, vielleicht künftige Angehörige der Kirche. Ganz wichtig war ihm immer, klarzustellen, dass man nicht mehr hinter das Konzil zurückgehen könne. Wörtlich meinte er in einem Vortrag an der Universität

Wien im November 1990: »Das Konzil [...] ist die ›Magna Charta‹ für den weiteren Weg der Kirche in das 3. Jahrtausend.«²

Er war überzeugt, dass Gott seiner Kirche mit dem Konzil gerade im rechten Moment das Instrumentarium bereitgelegt hatte, um der Welt, wie sie sich eben jetzt zeigte, in rechter Weise begegnen zu können. Aber *wie* der Welt recht begegnen? Diese Frage hatte sich vor dem Konzil nicht so wirklich drängend, vor allem nicht laut gestellt. Nun aber stand sie plötzlich mitten im Raum.

4. KARDINAL KÖNIGS ANALYSE: EIN KONZIL FÜR KIRCHE UND WELT

Kardinal König hatte da eine Überzeugung, die mit jener von Papst Johannes XXIII. weitgehend übereinstimmte:

»Eine jahrhundertelange Entwicklung, die zu einem Auseinanderleben von Kirche und Welt geführt hat, hatte eine große Diskrepanz zwischen der Bewusstseinslage des modernen Menschen, auch des Getauften, und der christlichen Lehre entstehen lassen. Unter und neben den christlichen Konfessionen hatten die Menschen weitgehend ihre eigene private Religion und ihre eigene private Moral entwickelt. [...] Zwei Möglichkeiten gibt es, um einer solchen gefährlichen Entwicklung zu begegnen. Erstens den alten Weg der Verhärtung zu gehen, durch eine Verschärfung der kirchlichen Disziplin. Das heißt, wer nicht als Christ lebt, der soll auch keiner sein. Was hätte das aber zur Folge? Würde das nicht zu einem Abschluss von der Welt führen und die Katholische Kirche zu einer Art Sekte, zu einer vorbildlichen, aber vielleicht fanatischen Minderheit werden lassen, die sich selbst einkapselt? Es gibt aber auch einen zweiten Weg – ganz im Sinne des hl. Ignatius von Loyola: Ich gehe mit jedem Menschen durch seine Türe hinein, um ihn dann durch meine Türe wieder mit herauszuführen. Das heißt: mitgehen mit der Welt, auch auf den Wegen der Welt; mitgehen mit den Menschen, auch auf den Wegen der Menschen; das heißt, einholen der Welt, aber nicht sich der Welt angleichen, nicht um selber Welt zu werden, sondern um präsent zu sein.«³

² BA König, Kardinal König-Archiv, Vortrag an der Wiener Universität, November 1990, Manuskript.

³ F. KÖNIG: Woher komme ich?, 82f.

Wie aber sollte die Kirche in dieser Welt wieder präsent werden, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich? Wie sollte das gehen? Die Antwort Kardinal Königs damals lautete:

»Das Wunder des ersten Pfingstfestes der Christenheit war ein Sprachwunder. Der Heilige Geist, der die Apostel erfüllte, ließ sie so reden, daß jeder das Bewußtsein hatte, in seiner eigenen Sprache angedredet zu werden. Dieses ›in der Sprache des anderen reden können‹, so reden können, daß der andere sich angesprochen fühlt, nicht nur im Ohr, sondern auch im Herzen, das ist es, was die Kirche vielleicht auf weiten Strecken verlernt hat. Christus hat seinen Aposteln nicht aufgetragen, zu warten, bis die Menschen zu ihnen kommen, sondern er hat ihnen gesagt: ›Gehet hin und lehret alle Völker‹. Dieses Hingehen, dieses Nachlaufen, das ist es, was wir heute brauchen. Es ist die Gabe, mit den Menschen über ihre Sorgen und ihre Sehnsüchte in ihrer Sprache zu reden. Erst dann, wenn wir das vermögen, werden wir wieder ins Blickfeld der Menschen unserer Zeit treten. Dann wird man die Kirche wieder zur Kenntnis nehmen, dann wird sie erst wieder ein richtiger Gesprächspartner werden. Für die Kirche geht es heute darum, gehört zu werden und vor allem in der Nähe gespürt zu werden. Es geht um die Schwürdigkeit und Hörwürdigkeit, um die Gesprächswürdigkeit und damit letztlich um die Glaubwürdigkeit der Kirche im gesellschaftlichen Raum. Das hat Papst Johannes XXIII. gemeint, wenn er von ›aggiornamento‹ sprach und davon, ›freudig und furchtlos die Zeichen der Zeit zu erkennen‹.«⁴

Es geht also um den Geist Gottes. Es geht um ein neues Pfingsten. Dieses Wunder, dieses Geschenk des Geistes Gottes hat die Synode von 1969 damals geschenkt bekommen. Ich kann es nicht anders erklären. Vielleicht war es auch nur der lang erwartete Kairos.

5. WERTEWANDEL IN KIRCHE UND GESELLSCHAFT UND BEWÄHRUNG IM KRÄFTESPIEL DER PLURALISTISCHEN GESELLSCHAFT IN SCHWIERIGER ZEIT

Nun ging es nur mehr um die Frage, der sich das Konzil, dann die Synode und letztlich jede der kommenden Generationen stellen musste:

⁴ F. KÖNIG: Woher komme ich?, 84.

Wie zeigt sich die Welt? Wie soll man ihr richtig begegnen? Wie kann die Kirche ein glaubwürdiger Gesprächspartner für die Welt werden? Was waren *damals* die »Zeichen der Zeit«, von welchen Papst Johannes gesprochen hatte? Was bedeuten sie heute, was sollen wir, was soll jede Generation immer erkennen, und das noch dazu »freudig und furchtlos«?

In den sogenannten »Sechzigerjahren« des 20. Jahrhunderts veränderte sich das gesellschaftliche Umfeld der Menschen in Europa in einem noch nie zuvor gekannten Ausmaß. Alterprobte Werte schienen nicht mehr zu gelten, neue Perspektiven verunsicherten mehr, als dass sie einen Ausweg zeigten.⁵

Das Jahr 1968 steht für das alles: Im Bereich der studentischen Kultur vollzog sich ein völliger Umbruch, aber auch in der allgemeinen Bevölkerung war eine grundsätzliche kulturelle Veränderung zu beobachten: Man sprach vom Anspruch auf Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung, von der Freiheit des Individuums und von der Selbststeuerung des Lebens. Prof. Zulehner hat diese Entwicklung in seiner 1991 erschienenen »Europäischen Wertestudie« sehr zutreffend charakterisiert: der »Untertan« hatte sich in einen »Freiheitskünstler« verwandelt, mit einem starken Willen zur Selbstverwirklichung, durchaus auch auf Kosten seiner Umgebung.⁶

Althergekommene Gewohnheiten wandelten sich: Es veränderte sich die Rolle der Frauen, im Zusammenhang damit die Familienstrukturen und auch die Erziehungsziele; man machte sich Gedanken über Arbeit und Freiheit, über Lohn und Gerechtigkeit, über Selbstverwirklichung auch am Arbeitsplatz. Ganz neue Problemstellungen tauchten auf: steigende Sensibilität für ökologische Probleme, verbunden mit Angst vor der Zukunft und der Zerstörung des Lebensraumes, auch durch Atomkraft; Hand in Hand mit einer zunehmenden Skepsis gegenüber den traditionellen Institutionen stieg das Interesse für neue soziale Bewegungen, wie Umwelt-, Friedens-, Menschenrechts-, Frauenbewegung. (Mit letzterer war auch die Frage der Pille und vor allem in der Folge auch der Kampf um die »Fristenregelung« verbunden. *Humanae Vitae* und »Maria Troster Erklärung« – welche Aufregung war damals damit verbunden. Dazu könnte man vieles sagen.) Wir sehen: Alles war schon da.

⁵ Vgl. dazu A. FENZL: Kirche und Gesellschaft.

⁶ P. M. ZULEHNER: Vom Untertan zum Freiheitskünstler.

Ein Prozess der Pluralisierung auf nahezu allen Gebieten des Lebens löste immer mehr überkommene Ordnungen auf, die zugleich Identität boten; aufgelöst wurde auch die Geschlossenheit der gesellschaftlichen Deutungsmuster. Der gesteigerte Pluralismus führte nicht selten zu starkem Individualismus und weiter zu Egoismus und Vereinzelung mit allen negativen Folgen. Autorität bzw. eine bestimmte Art des Umganges mit Autoritäten wurde in zunehmendem Maße abgelehnt. Hier könnte man endlos weitere Beispiele anführen.

Dieser Wandel machte auch vor dem Bereich des Religiösen nicht Halt. Zwischen religiöser Selbsteinschätzung und religiöser Handlungsweise klappte ein zunehmend breiter werdender Spalt. Äußere Zeichen, wie religiöse Erziehung, Besuch des Sonntagsgottesdienstes, nahmen eher ab. Austritte aus der Kirchengemeinschaft begannen kontinuierlich zu steigen. Persönliche Religiosität – mit allen damit verbundenen Problemen – als Grundlage der Kirchenbindung gewann immer mehr an Bedeutung.

Viele Christen standen diesem Wandel der modernen Welt hilflos gegenüber. Sie fühlten sich ausgeschlossen und nicht fähig, in geeigneter Weise mit einer solchen Welt in Kontakt zu treten. Da war das Konzil in der Tat ein Geschenk des Heiligen Geistes. Bezeichnend für ihn, sah Kardinal König die ganze beunruhigende Entwicklung aber auch positiv. In seiner Ansprache zum Jahreswechsel 1968/69 stellte er fest:

»Wenn die Zeit unruhig ist – und wie unruhig sie ist, haben wir gerade in diesem Jahr gespürt –, ist es dann ein Wunder, wenn die Kirche auch davon berührt wird? [...] Wenn die Menschen immer wieder mehr fragen als sonst, sollen sie da in der Kirche stumm sein? [...] Wird jemand in ein Museum gehen, um sich Antwort auf die Nöte der Gegenwart zu holen? Nein. Dass die Kirche für viele Menschen heute kein Museum mehr ist, kein bloß ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit, sondern ihr Haus, in dem sie leben wollen [...], das sollte uns nicht nur mit Sorge erfüllen, sondern auch mit Trost und Zuversicht. Wo Leben ist, da ist Bewegung, da ist Unruhe.«⁷

Diese Bewegung, diese heilsame Unruhe brachte dann die von ihm initiierte rasche und konkrete Umsetzung der Konzilsbeschlüsse in seiner Erzdiözese durch die Einberufung und Durchführung einer Wie-

⁷ Zitiert nach: A. FENZL: Kirche und Gesellschaft.

ner Diözesansynode (nach Salzburg der zweiten in Österreich) in halbwegs geordnete Bahnen.

6. DIE WIENER DIÖZESANSYNODE (1969–1971) – EIN »KIND« DES KONZILS

Schon von Rom aus gab Kardinal König am 15. Mai 1965 den Auftrag, eine Diözesansynode vorzubereiten, um die Ergebnisse und die daraus folgenden Richtlinien des Konzils von der Weltebene auf die Diözesan- und Pfarrebene »herunterzuberechnen«, um sie, soweit sie die diözesane Ebene betrafen, gleichsam eins zu eins zu verwirklichen. Und er wählte mit seinem Freund und Weggefährten, dem späteren Generalvikar Erzbischof Franz Jachym, den in jeder Hinsicht besten Mann in der Diözese zum Präsidenten der Synode aus. Bereits mit Datum vom 1. März 1966 wurde für die Erzdiözese Wien die Errichtung eines Priester- und Laienrates beschlossen. Mit 1. April desselben Jahres wurden unter dem Vorsitz von Erzbischof Jachym bereits sieben Kommissionen zur (insgesamt dreijährigen) Vorbereitung der künftigen Synode eingerichtet.

Am 15. November 1968 um 15 Uhr nahm die Synode in der ersten Konstituierenden Sitzung in der Konzilsgedächtniskirche in Lainz mit einem Wortgottesdienst ihre Arbeit auf. In seiner Homilie zur Eröffnung der Synode brachte es Präsident Jachym gleich auf den Punkt: In einem souveränen Gang durch die Jahrhunderte führte er die Bedeutung der Konzilien und Synoden für die Heilsgeschichte der Menschheit vor Augen in der festen Überzeugung, dass

»gemeinsames Überlegen und das (ehrliche) Hören auf die Meinung des anderen nicht nur eine Form des Arbeitsstiles und des Managements ist, (sein sollte), sondern dass genau hier trotz aller menschlichen Schwächen der Geist Gottes wirksam wird.«⁸

Und er wies darauf hin, dass die Kirche immer an Wegkreuzungen, »an denen man in Hellhörigkeit oder Taubheit eine gute oder schlechte Richtung einschlagen kann, hin zu Heil oder Unheil auf lange Zeit«, Konzilien oder Synoden eingesetzt hat, um ernste Probleme und schwierige Situationen durch gemeinsame Beratungen zu bewältigen.

⁸ Vgl. dazu: Synode Wien. Information, Bericht, Dokumente 9/68; 10/68, Homilie zur Eröffnung, 2ff.

In seiner darauffolgenden Eröffnungsansprache⁹ betonte Kardinal König die Rechtmäßigkeit der Synode und ihrer Zusammensetzung und zerstreute alle Bedenken, denen zufolge die Synode nicht den römischen Bedingungen entspreche. Das war damals offenbar notwendig. Er dankte allen, die an der dreijährigen Vorbereitung in den Pfarren wie auch an der Führungsspitze mitgearbeitet hatten, und nahm die Angelobung der ursprünglich 340 Synodalen vor. Er fasste »im Vertrauen auf den Beistand des Heiligen Geistes, im Wissen um die Verheißung unsres Herrn: ›wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen‹«, das gemeinsame Vorhaben der nächsten Jahre zusammen und stellte wörtlich fest:

»Weil wir hier kein weltliches Geschäft zu besorgen haben, weil nicht persönliches Prestige oder persönliche Interessen in Frage stehen, sondern gemeinsames und selbstloses Bemühen, unserer Kirche von Wien zu dienen, und weil wir das Werk ihrer zeitgemäßen Erneuerung ausschließlich im Auge haben, deswegen wollen wir das, was uns allen gemeinsam ist, unseren Glauben, ausdrücklich bekennen: auf dass die Gemeinschaft unseres Glaubens unter uns wirksam werde.«¹⁰

Daran schloss sich das gemeinsame Glaubensbekenntnis aller Anwesenden an.

Im darauffolgenden Jahr 1969 feierte die Erzdiözese ihr fünfhundertjähriges Bestehen. Am 15. Jänner dieses Jahres begann die Synode dann tatsächlich mit der Arbeit ihrer ersten Session, mit den Beratungen über das Pastoralkonzept. Die Synode tagte in drei Sessionen. Dass tatsächlich hart gearbeitet wurde, kann man aus den Worten des Kardinals zur Eröffnung der zweiten Session am 9. Mai 1970 heraus hören, wenn er bittet:

»Ihnen allen ist durch die Synode sehr viel Zeit und Mühe abverlangt worden, von der Pfarrsynode bis zum Generalsekretariat hinauf ist unendlich viel gearbeitet worden. Für nicht wenige Synodalen ging es bis an die Grenzen des Möglichen. Es ist verständlich, dass manche nun müde geworden sind und in Versuchung geraten zu resignieren. Ich möchte Sie herzlich bitten, jetzt nicht die Segel zu streichen, sondern dieses eine Jahr noch durchzuhalten, damit

⁹ Vgl. dazu: Synode Wien. Information, Bericht, Dokumente, Eröffnungsrede Kardinal Königs, 2.

¹⁰ Ebd.

der vielversprechende Anfang zu einem guten und fruchtbringenden Ende gelangen kann.«¹¹

Die Synodalen hielten durch und die Synode arbeitete weiter und beendete ihre zentrale Arbeit mit einem feierlichen Abschlussgottesdienst am 22. Mai 1971 in der Lainzer Konzilsgedächtniskirche. In dieser Überzeugung stellte der Kardinal dann die Weichen für eine »innere Erneuerung der Ortskirche«.

Über die Synode selbst kann immer noch am berührendsten Weihbischof Krätzl berichten. Ein wichtiges Detail erwähnt er, der damals noch Pfarrer in Laa an der Thaya war, besonders gern: Die Synode ging von Anfang an direkt an die Basis, und zwar an die gesamte Basis der Erzdiözese: Da gab es zwei kleine Hefterln, das »Grüne Papier« über die Erneuerung der Liturgie und das »Rote Papier« über die Mitbestimmung und Mitverantwortung auf pfarrlicher und diözesaner Ebene. Beide Papiere wurden in allen, auch den kleinsten Pfarren mit großer Anteilnahme diskutiert. Das hatte dann auch zur Folge, dass die Beschlüsse der Synode erstaunlich rasch und reibungslos vor sich gingen. Das heißt, die Synode bemühte sich von Anfang an, die Basis ausreichend zu informieren, und so ist es auch gelungen, die gesamte Basis wirklich zu erreichen.

Die Synode orientierte sich am Konzil. Erzbischof Jachym hat als Präsident diese Absicht gleich zu Beginn ganz klar bestätigt und sich in einem ausführlichen Beitrag mit der Zielsetzung der Synode und den drei darin enthaltenen »kostbaren Begriffen«: *Koinonia* bzw. Gemeinschaft, Glaube, Wirksamwerden, ich möchte sagen: zeitlos, auseinandergesetzt. Er schloss seine lesenswerte Überlegung wie folgt:

»Wenn ich die letzten 30, 40 Jahre in der Erzdiözese überschauere und an alle Ideen, Versuche und Bemühungen in der Seelsorge in Stadt und Land, in den Pfarren und Dekanaten, von Bischof, Priestern und Laien denke, weiß ich nicht, ob wir im Blick auf das Volk Gottes, wie es uns das Konzil gezeichnet hat, und das Wort des Apostels uns zu Herzen nehmend: Dass doch die Gemeinschaft unseres Glaubens wirksam werde, noch viel anderes erfinden und machen können, aber vielleicht könnten wir wenigstens einiges, vieles anders machen! Auch das wäre einer Synode wert.«¹²

¹¹ Kardinal König, Ansprache bei der konstituierenden Sitzung der 2. Session am 9. Mai 1970, in: Synode Wien. Information, Bericht, Dokumente 5/70, 2.

¹² Vgl. dazu Anm. 8.

Die Synode orientierte sich also am Konzil. Daher entsprachen ihre so genannten Aufbrüche auch jenen des Konzils. Das Konzil hat zuerst in der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* (LG) sein eigenes grundsätzliches Selbstverständnis behandelt. Dann hat es sich mit dem inneren Leben der Kirche befasst – Liturgie, Leitungsfunktion, Lehramt und Stände: Priester, Ordensleute und Laien – und schließlich mit der Sendung der Kirche nach außen: Ökumenismus, *Nostra aetate*, *Gaudium et Spes*, und weltanschaulichem Pluralismus: Religionsfreiheit. Und genau in diesem Geist (zu überprüfen im grünen Synodenhandbuch!) hatten sich Priester und Laien der Diözese auf Einladung des Bischofs zusammengefunden, um gemeinsam zu beten, im Gespräch neue Wege zu suchen und Beschlüsse zu fassen, die nicht nur das innerkirchliche Leben, wie Organisation und pastorale Lebensordnung, betrafen, sondern die sich auch mit den pastoralen Diensten der Kirche an der Gesellschaft, an der Mission und Entwicklungshilfe, aber auch mit der Begegnung der Kirche mit Nichtkatholiken, Juden und Nichtchristen auseinandersetzten. Die Themen der Synode hatten den gesamten Lebensbereich der Menschen in den Blick genommen. Diese geistige Aufrüstung zu einer neuen Gemeinschaft, durch gemeinsames Beten, Beraten und Diskutieren, aber auch Feiern, wurde unterstützt und ergänzt durch eine großzügige – zunächst nicht immer vorbehaltlos geschätzte – territoriale Neuordnung, eine organisatorische Umstrukturierung der Erzdiözese als Grundlage einer besseren Zusammenarbeit der Gemeinden, vor allem auch im Blick auf die Zukunft: Errichtung von drei Vikariaten sowie Einrichtung diverser Leitungs- und Beratungsgremien für die seelsorglichen Einheiten der Diözese: Pastoraler Diözesanrat zur mitverantwortlichen Unterstützung des Bischofs bei der Leitung der Diözese; Pastoraler Vikariatsrat zur Unterstützung des bischöflichen Vikars; Pastoraler Dekanatsrat als kollegiales Leitungsorgan unter dem Vorsitz des Dechanten sowie schließlich – ganz wichtig, weil direkt an der Basis – die Einrichtung der Pfarrgemeinderäte. Diese sollten zunächst vor allem die bunte Vielfalt der Pfarrgemeinden widerspiegeln. Nach anfänglichen, zumeist aus Misstrauen gegen das Ungewohnte resultierenden Widerständen da und dort setzte sich allmählich die Erkenntnis durch, dass diese neuen »verdächtigen« Gremien nicht nur den Pfarrer entlasten, sondern vor allem das Gemeindeleben wesentlich befruchten und beleben könnten. Von beiden Seiten war anfänglich sicher ein gutes Maß an Empathie,

Einfühlungsvermögen gefordert, was da und dort erst mehr oder weniger mühsam erlernt werden musste. Das kann man sich vielleicht (hoffentlich!) heute nicht mehr vorstellen. Aber letztlich sprach aus allen diesen Maßnahmen der Geist und auch der feste Wille zur kollektiven Zusammenarbeit und zur gemeinsam getragenen Verantwortung des (nach dem Kirchenbild des Konzils) ganzen Volkes Gottes für die Kirche Christi, je nach den unterschiedlichen Voraussetzungen, entsprechend LG 33:

»Die Laien sind besonders dazu berufen, die Kirche an jenen Stellen und in den Verhältnissen anwesend und wirksam zu machen, wo die Kirche nur durch sie das Salz der Erde werden kann.«¹³

Und heute können wir sagen: Das funktioniert in der Welt von heute zumeist punktgenau und manchmal besser, wo das Wort des Pfarrers nicht mehr automatisch Gottes Wort ist. (O-Ton Kardinal König!) Und so können wir heute hier froh und dankbar wirklich von einem Aufbruch, von einer Erfolgsgeschichte sprechen – auf einem besonders wichtigen Vorposten der Seelsorge, an der Front sozusagen, der sich bewährt hat.

7. IM BLICK NACH INNEN

Liturgie: Das erste mit überwältigender Mehrheit von den Konzilsvätern verabschiedete Dokument *Sacrosanctum Concilium* befasste sich mit der Reform der Liturgie, die »der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt«, ist (SC 10).¹⁴ Hier gab es gerade in Österreich schon einiges an Vorarbeit (Pius Parsch etc.) und hier wurde das Konzil, vertreten durch die Synode, ganz konkret, Schritt für Schritt, verwirklicht.

Für die Basis, vor allem die Pfarrgemeinden, bedeutete die Reform der Liturgie doch viel an ganz konkreter Veränderung: Die Muttersprache im Gottesdienst schenkte den Gläubigen eine ganz andere Qualität des Mitfeierns, wenn auch das eine Phase der Gewöhnung brauchte. Volksaltar, Handkommunion, Ermunterung der passiv Mitfeiernden zu einer aktiven Teilnahme, wo jeder und später auch jede sich ein-

¹³ Übersetzung: K. RAHNER / H. VORGRIMLER: Konzilskompendium, 164.

¹⁴ Übersetzung: ebd., 56.

bringen konnte nach dem Vorbild der frühchristlichen Gemeinden. Das Wichtigste aber war das neue Verständnis der Eucharistie als gemeinsames Gedächtnis an Jesu Tod und Auferstehung, das nicht mehr nur der Priester als Opfer für das Volk darbringt.

Wieder im Blick auf die Gemeinden der frühen Kirche, wie sie uns die Apostelgeschichte anschaulich beschreibt, nimmt die Synode die Erneuerung der Gemeinden in Angriff. Erst alle erneuerten Gemeinden zusammen ergeben die Erneuerung der Kirche von Wien – ein Prozess, der heute noch nicht zu Ende ist und der weitergehen wird, solange es noch Christen in unserer Erzdiözese geben wird, und der von allen Seiten auch viel guten Willen braucht.

Die Mitwirkung der Kirche an Erziehung und Bildung, vor allem der Gewissensbildung als grundlegender Aufgabe jeder Erziehung, wurde ebenso behandelt wie das Verhältnis zur Autorität als solcher und die Sexualerziehung. Eine neu einzurichtende Diözesankommission für »Bildung und Erziehung« sollte die Plattform für die Auseinandersetzung mit den jeweils aktuellen Problemen bieten.

Im Unterschied zum Konzil würdigte die Synode die »Träger der kirchlichen Dienste«, Priester wie in den verschiedenen Verbänden und Gruppen engagierte Laien, ganz zuletzt (zumindest, wenn man sich nach dem Handbuch orientiert), und vergaß auch nicht den Dienst der Christen im Ordensstand.

Eines der schönsten Kinder der Synode – ganz wichtig und bedeutsam bis heute – muss hier aber unbedingt gesondert erwähnt werden: die Einführung des Ständigen Diakonates in der Erzdiözese. Am 26. Dezember 1970 weihte Kardinal König erstmals im Stephansdom neun Männer zu Ständigen Diakonen und folgte damit einer Empfehlung des Konzils. Und ich denke, man kann sagen, dass die Diakone eine unbestrittene Erfolgsgeschichte geworden sind. Und vielleicht wird der Geist Gottes seiner Kirche auch beim Weiterdenken dieser Erfolgsgeschichte helfen ...

8. IM BLICK NACH AUSSEN

Hier bildete die Gestalt Kardinal Königs durch seine vielen über Österreich hinausreichenden Aufgaben und Kontakte ohne Zweifel in der Regel eine tragfähige Brücke. In der von ihm stets geäußerten

Überzeugung, dass nur eine Christenheit, die mit einer Stimme zu sprechen in der Lage ist, erst mit anderen Weltreligionen in ein fruchtbares Gespräch kommen kann, wurde dem ökumenischen Dialog ein hoher Stellenwert zugeordnet. Das heute in Österreich beispielgebende ökumenische Miteinander verdankt der 1964 in Rom von Kardinal König gegründeten Stiftung »Pro Oriente« viel. Die notwendige Konkretisierung der Synodenüberlegungen zu diesem Thema wurden der Diözesankommission für ökumenische Fragen zum Weiterdenken übertragen.

Das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen wurde auf dem Konzil durch die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen *Nostra aetate* bestimmt, an dem Kardinal König maßgeblich beteiligt war. In dieser Spur verscrieb sich die Synode entschieden der christlich-jüdischen Begegnung und setzte so, lange vor dem Gedenkjahr 1988, bereits wegweisende Impulse für den Umgang mit den »älteren Geschwistern« der Christen und empfahl ganz konkrete Konsequenzen, zum Beispiel für den Unterricht der Jugend, wo in den Lehrbüchern »nicht nur unrichtige Aussagen über das jüdische Volk vermieden, sondern auch die scheinbar negativen Aussagen der Schrift im Lichte der paulinischen Theologie erklärt werden« müssten.¹⁵ Ebenso wurde den Institutionen der katholischen Erwachsenenbildung in der Erzdiözese empfohlen, die Beschäftigung mit den Themen »Altes Testament« und »Judentum« zu intensivieren. Das bereits 1959 von Kardinal König gegründete Afro-Asiatische Institut, das als Einrichtung der Diözese bis 2016 bestand, diente der Begegnung von Österreichern mit Angehörigen der Religionen Afrikas und Asiens und sollte laut einer Empfehlung der Synode angesichts wachsender Aufgaben mehr als bisher ideell und finanziell gefördert werden.

Im Sinne der katholischen Soziallehre wurde der Dienst der Kirche in der Welt der Wirtschaft, der Arbeit und der Politik konkretisiert und definiert; besonderer Wert wurde auf das »politische Engagement des Christen«¹⁶ gelegt, der, in der Spannung als Wanderer zwischen den Welten, in letzter Instanz an sein vom Glauben geprägtes, sachkundig informiertes Gewissen gebunden bleibt. Seine Richtschnur wird im-

¹⁵ Leben und Wirken der Kirche von Wien, 236.

¹⁶ Ebd.

mer die Offenbarung und die auf ihr beruhende Glaubens-, Sitten- und Soziallehre sein. Von ihm ist daher eine erhöhte persönliche Verantwortung gefordert.¹⁷ Des Weiteren sind zu nennen die Sozialakademie etc.

Als Schwerpunkte politischen Handelns wurden schon damals der Friede und die weltweite Verantwortung auch der Kirchen für die Integration der Gastarbeiter (wie sie damals noch hießen) gesehen, verbunden mit einem Appell an die Massenmedien, »durch sachgerechte Aufklärung ihren Beitrag zum Abbau von Vorurteilen, Intoleranz und Misstrauen zu leisten«¹⁸, wie auch insgesamt die Sozial-, Kultur- und Bildungspolitik genannt, die Kommunalpolitik, der Persönlichkeitsschutz und – in der Zeit der Arbeit an der Gesamtreform des Strafrechtes – auch der Schutz des Lebens.

Besondere Aufmerksamkeit wurde den Massenmedien¹⁹ gewidmet, die als »Mittel der sozialen Kommunikation«²⁰ eine mitunter unberechenbare Bedeutung erlangt haben, indem sie »die Gesellschaft wider[spiegeln] und [...] manche Tendenzen in ihr zu prägenden Leitbildern und Verhaltensmodellen« verdichten;²¹ dementsprechend groß ist ihre Verantwortung gegenüber der Gesellschaft. Die wachsende Bedeutung der Medien ist zweifellos auch heute Thema geblieben, dem sich ein eigenes Büro im Medienhaus der Erzdiözese widmet.

Die Synode empfahl weiters, »[g]emäß dem sich wandelnden Verständnis vom Bild der Frau und den neuen theologischen und humanwissenschaftlichen Einsichten [...] Stellung und Aufgaben der Frau in Kirche und Gesellschaft neu zu überdenken.«²²

Über den Gartenzaun blickte die Synode zukunftsweisend entsprechend den Konzilsdokumenten über die Religionsfreiheit auch auf die Mission. Als Präsident des Sekretariates für die Nichtglaubenden sorgte Kardinal König in Österreich für eine offene Gesprächssituation und ehrliche zwischenmenschliche Begegnung mit gesellschaftlichen Bewegungen und politischen Parteien, darüber hinaus auch mit Agnostikern und Atheisten.

¹⁷ Vgl. *Leben und Wirken der Kirche von Wien*, 192.

¹⁸ Ebd., 200.

¹⁹ Vgl. ebd., 220

²⁰ Ebd., 214.

²¹ Ebd., 214.

²² Ebd., 225.

Heute spricht man im Allgemeinen von »Mission«, wenn man den Auftrag Jesu an seine Kirche, wie die Apostel seine Botschaft zu verkünden, im Auge hat. Damals gebrauchte man dafür das Wort »Apostolat« und meinte genau dasselbe. Das schon im November 1966 neben dem Palais geschaffene »Zentrum des Apostolats« wurde um der besseren Kommunikation willen zur Zentrale der immer zahlreicher werdenden Laienmitarbeiter des alten Seelsorgeamtes, heute Pastoralamt, sowie verschiedener Abteilungen der Katholischen Aktion.

Trotz gelegentlicher kritischer Bemerkungen über das Überhandnehmen eines gewissen Bürokratismus im Zentrum kann man nicht umhin, das große Angebot an Fortbildungskursen, Vorträgen, Sprachkursen usw. anzuerkennen, das dort bestand und besteht; wie viele Aktionen von dort aus organisiert wurden: Dreikönigs- und Fastenaktionen, »Bruder in Not«, die Karfreitagsaktion, die Aktion »Schwangere in Not« usw., Flugreisen in das Heilige Land, Behelfe für Gesänge zur Messfeier, Plakatangebote der Tourismuspastoral etc. etc.

Hier, in den Dienststellen des Zentrums, geschah in oft mühsamer Kleinarbeit die Unterstützung vieler gesellschaftspolitisch bedeutsamer Ereignisse: von der Aufarbeitung der Konzilsbeschlüsse, soweit sie die Diözese betrafen, über die in den Jahren 1966 bis 1969 erfolgte Vorbereitung der Diözesansynode, wohl zum Teil später auch des Österreichischen Synodalen Vorganges; hier wurde ein Großteil der organisatorischen Arbeit im Zusammenhang mit dem Volksbegehren der Aktion Leben im Jahr 1975 geleistet; Hilfe zur Meinungsbildung im christlichen Sinn boten z. B. die regelmäßigen Frühjahrskonferenzen der KMB mit aktuellen Themen, wie 1976 »Gesellschaftspolitik aus dem Glauben« an. Die Vorbereitung und Begleitung des ORF-Kollegs »Wem glauben?« (1977) hat im Zentrum stattgefunden; ebenso die Vorbereitung von Katholikentag und Papstbesuch (1983); im Gedenkjahr 1988 ging die Planung und Koordinierung der verschiedenen Aktionen zum großen Teil von hier aus.²³

So war die Arbeit der Kirche in der Welt und für die Welt ohne die Mitarbeit der Laien und ihrer Organisationen unmerklich nicht mehr vorstellbar geworden. Kardinal König ließ die Menschen arbeiten, ließ sie Pläne entwickeln, denken, arbeiten, ausführen. Er ließ seinen Mitarbeitern, soweit möglich, freie Hand, ließ sie Verantwortung über-

²³ Vgl. dazu A. FENZL, 25 Jahre Zentrum des Apostolats, Vortrag, 22.11.1991.

nehmen und tragen, und gab vor allem auch immer den nötigen Rückhalt!

Hier könnte man endlos weitererzählen. Leider reicht die Zeit hier nicht annähernd aus, um alles das anzuführen, womit sich die Synode befasste. Am besten Auskunft über alles, was in diesen Jahren sozusagen »auf der Tagesordnung« stand, gibt heute noch das grüne Handbuch der Synode. Es hat seine Aktualität bis heute nicht verloren!

Ein Punkt wäre noch zu behandeln, der mir sehr wichtig erscheint, weil er für mich »das Geheimnis der Diözesansynode von 1969«, ein bisschen zumindest, lüftet. Man kann ja heute des Öfteren hören, dass man bei allen folgenden Versammlungen, bis hin zur APG 2010, als Laie eigentlich immer nur beratend unterwegs war. Und dass das bei der Synode von 1969 anders war. So umgab allmählich ein Nimbus diese Synode, der nicht erklärbar und für jene, die es nicht erlebt haben, unverständlich war.

Die folgende Beobachtung kommt von unverdächtiger Seite: aus der Perspektive eines evangelischen Beobachters, des damaligen Pfarrers der evangelischen Kirchengemeinde (H.B.) – Innere Stadt, Alexander Abrahamovicz (dem Vater von unserem Clemens). Und ich glaube, er hat das Geheimnis punktgenau erfasst und zu beschreiben versucht – so gut, als man ein Geheimnis eben zu beschreiben vermag. Pfarrer Abrahamovicz schreibt damals:

»Ich muss zunächst ausdrücklich betonen, dass ich nicht als offizieller Sprecher meiner Kirche schreibe, sondern ganz persönliche, private Gedanken äußere. Zunächst möchte ich sagen, dass mich das ganze Unternehmen richtig begeistert. Ich weiß nicht, ob sich alle katholischen Mitchristen dessen bewusst sind, welche Chancen sich auftun, wenn eine Kirche sich mit den entscheidenden Grundfragen ihrer Existenz beschäftigt. Es ist wohl kein Zufall, wenn der Kardinal in einem Artikel um die Weihnachtszeit von einer Reform der Kirche »an Haupt und Gliedern« sprach, ein Terminus, der für die Reformkonzilien und für die Reformation typisch ist. Tief beeindruckt bin ich über die Sachlichkeit, mit der die auftauchenden Probleme auf der Versammlung erörtert werden. Die Dynamik zwischen dem kühnen Fortschreiten und ängstlichen Bewahren ist natürlich vorhanden, wird aber weder angeheizt noch unterdrückt und hat die Versammlung nicht in Blöcke gespalten.

Zur Diskussion steht *mehr*, als eigentlich zur Diskussion steht: Offiziell und kirchenrechtlich ist diese Synode eine wohl repräsentative Versammlung, die jedoch *bloß Empfehlungen* an den Kardinal geben kann. Deutlich spürt man aber, *dass die Synode selber sich ernster nimmt*. Die scheinbar ungeistlichen, zeitraubenden Diskussionen über die Geschäftsordnung und über die Frage, ob man apodiktisch formulieren soll oder lieber flexibel ›es möge‹, ›es soll‹, ›gegebenenfalls‹, veranlassen mich, die Vermutung auszusprechen, dass die Synode sich selbst als den Ort versteht, an dem tatsächlich die Würfel fallen und nicht bloß Empfehlungen gegeben werden. Sollte dieses Synoden-Denken (das genau dem evangelischen entspricht!) sich durchsetzen, so könnte man annehmen, dass das Wort von einer Erneuerung an Haupt und Gliedern, *nicht bloß eine historische Anspielung, sondern mehr* darstellt. Wozu sonst der ganze Aufwand? Wozu der Aufwand einer solchen Synode? Oder des vorangegangenen Konzils, *wenn nicht das hierarchische Denken einem kollegialen Platz geben soll*.

Diese Entwicklung möchte ich als das römische Wunder bezeichnen, dass nämlich die Hierarchie selbst, und an ihrer Spitze der Papst Johannes XXIII., die volle, lebendige und direkte Gegenwart Gottes *in seinem Volke*, heute und jetzt, erkannt hat und wieder fruchtbar macht.«²⁴

Ich denke, damit ist das Problem vieler nachfolgender Versuche, sich an Wegkreuzungen zusammenzufinden, um aufgetretene Probleme miteinander zu besprechen und gemeinsam zu lösen, angesprochen und eine Lösung angeboten: Kann es sein, dass Gott, wenn er sieht, dass sein Volk es sowohl in der weltlichen Vorbereitung als auch im vertrauensvollen Gebet wirklich ernst meint, ein Wunder tut? Das ist die Frage! Womit ich nicht meine, dass die nachfolgenden Versuche der Ernsthaftigkeit entbehrten. Aber vielleicht war infolge der äußeren Umstände manchmal einfach nicht mehr genug Kraft und Hoffnung vorhanden? Denn das angesprochene Problem steht nach wie vor nach Meinung vieler im Raum.

Denn obwohl das Instrumentarium durch Konzil und Synode sozusagen neu geschärft worden war, gestaltete sich die Arbeit in den darauffolgenden Jahren zunehmend schwieriger: inmitten einer pluralisti-

²⁴ Synode Wien. Information, Bericht, Dokumente 3/69.

schen Gesellschaft, in der die Kirche, in zunehmendem Maße auch mit eigenen hausgemachten Problemen belastet, nur mehr eine von vielen gestaltenden Kräften geworden war.

Im Gefolge der insgesamt sieben Diözesansynoden der österreichischen Diözesen befasste sich von April 1973 bis Oktober 1974 der sogenannte Österreichische Synodale Vorgang (ÖSV) mit einer Reihe von Fragen und Problemen, die sowohl Möglichkeiten als auch Kompetenzen der einzelnen Diözesen überstiegen.

Das am 12. April 1989 von Kardinal Groer auf Anregung des Priesterates einberufene »Diözesanforum der Erzdiözese Wien« war der Versuch einer Standortfindung in innerkirchlich schwieriger Zeit – in der weisen Einsicht, dass eine in sich uneinige Kirche zu keinem fruchtbringenden Wirken nach außen imstande ist. Dazu kam noch 1987 die Ernennung von Kurt Krenn durch Papst Johannes Paul II. zum Weihbischof von Wien und später, 1991 zum Bischof von St. Pölten. Diese unverständliche und unsensible Vorgangsweise Roms war ohne Zweifel eine ernsthafte Attacke auf den Versuch im Ringen um innerkirchliche Geschlossenheit und raubte der Ortskirche ganz unnötigerweise viel Kraft.

Im Jahr 1995 initiierten einige Laien in Tirol das so genannte »Kirchen-Volksbegehren«, das von rund 500.000 ÖsterreicherInnen unterzeichnet wurde. Gewissermaßen als Antwort darauf riefen die österreichischen Bischöfe 1996 zu einer »Wallfahrt der Vielfalt« auf. Im Oktober 1998 fand dann in Salzburg der »Dialog für Österreich« statt, bei dem 300 Delegierte verschiedenster katholischer Organisationen mit den Bischöfen gemeinsam versuchten, Wege aus der Kirchenkrise, die von außen in das Land hereingetragen worden war und die man nicht mehr leugnen konnte, zu finden. Dazu muss man nichts sagen, vieles davon ist Ihnen wohl bereits bekannt.

9. ZUSAMMENFASSUNG

Die Synode als Kind des Konzils – als ein Werkzeug des Heiligen Geistes – hat genau zur rechten Zeit unsere Erzdiözese befähigt, so wie es gedacht war, in einer gänzlich veränderten Gesellschaft gut zu überleben. Wobei die Gefährdungen nicht nur von außen kamen. Der Präsident Erzbischof Jachym brachte es – unter Hinweis auf den

Konzilstext, der die Verbundenheit, ja die Schicksalsgemeinschaft zwischen Laien und geweihten Amtsträgern hervorhebt und zur Einigkeit aufruft – auf den Punkt:

»Wenn wir in den Tagen der Synode auch bewusst zu dieser Gemeinschaft zusammenwachsen, dann wird sie sich weit über Zeit und Raum der Synode hinaus wirksam erweisen und wir werden das Leitwort der Synode erfüllen: Dass doch die Gemeinschaft unseres Glaubens wirksam werde!«²⁵

Das wäre ein schönes Schlusswort, aber das wirklich letzte Wort muss eine Laiin haben. Die Gemeinschaft des Glaubens, die wirksam wurde und wirksam blieb, weitergetragen und immer wieder in eine neue Zeit übersetzt wurde, das ist der Aufbruch aus der Synode, der alles andere erst möglich machte.

Weil Wunder nur in Eintracht ihre Kraft entfalten können.

Das Konzept der Synode, fußend auf dem Konzil, war ein gutes Konzept und ist immer noch ein gutes Konzept, das viele Anfangsschwierigkeiten, auch zwischen Priestern und Laien, bewältigt hat. Es wurde immer wieder angereichert mit neuen Begriffen und Erkenntnissen. Und so konnte es weitergetragen werden bis heute – in einer zunehmend viel schwierigeren Zeit als damals –, denn es hatte eine kompatible Basis für das Diözesanforum, den Dialog für Österreich, Katholikentage bis hin zur APG heute und darüber hinaus. Und gerade wenn man einen längeren Zeitraum überblicken kann, so wie ich, dann staunt man immer wieder aufs Neue, was da immer wieder von jeder Generation unverdrossen an neuen Ideen und Initiativen dazugekommen ist und dazukommt. Das stärkt die Hoffnung! Wahrscheinlich hat genau das Charles von Péguy gemeint, als er in seinem Buch »Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung« von dem »kleinen Mädchen Hoffnung« sprach, das zwischen seinen beiden älteren und schon vom Leben etwas ramponierten Schwestern »Glaube« und »Liebe« geht, von ihnen scheinbar gezogen wird, und doch in Wirklichkeit sie es ist, die die beiden Älteren mit sich weiterzieht: »Glaube sieht, was ist. In Zeit und Ewigkeit. Hoffnung sieht, was sein wird. Für Zeit und Ewigkeit.«²⁶ Daher: Die Hoffnung ist eine christliche Tugend, sie stirbt nicht zuletzt, sondern die Hoffnung stirbt überhaupt nie!

²⁵ Vgl. dazu: Erzbischof Jachym, Homilie zur Eröffnung der Synode, In: Synode Wien. Information, Bericht, Dokumente 9/68; 10/68 (Doppelnummer vom 6. Dez.1968), 4.

²⁶ PÉGU: Tor, 15.

LITERATUR

- FENZL, Annemarie: Kirche und Gesellschaft, unveröffentl. Manuskript für Jahrbuch der Erzdiözese Wien 2015.
- KÖNIG, Franz: Woher komme ich? Wohin gehe ich? Anregungen für einen Weg der Hoffnung, weitergegeben von Annemarie FENZL und Wolfgang MOSER (TTB 880), Kevelaer 2014.
- Leben und Wirken der Kirche von Wien. Handbuch der Synode 1969–1971 (Hg: Erzbischöfliches Ordinariat Wien), Wien 1972.
- PÉGUY, Charles; Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung (Christliche Meister 9), Einsiedeln 1980.
- RAHNER, Karl / VORGRIMLER, Herbert: Kleines Konzilskompendium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils, Freiburg/Br. 241993.
- ZULEHNER, Paul M.: Vom Untertan zum Freiheitskünstler. Eine Kulturdiagnose anhand der Untersuchungen »Religion im Leben der Österreicher 1970 bis 1990« – »Europäische Wertestudie – Österreichteil 1990«, Wien 1991.